

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 55=75 (1909)

Heft: 27

Artikel: Moderne Fechtweise

Autor: Gertsch, F.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXV. Jahrgang.

Nr. 27.

Basel, 3. Juli.

1909.

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an „Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. Insetrate 35 Cts. die einspaltige Petitzelle.

Redaktion: Oberst U. Wille, Meilen; Oberst Fritz Gertsch, Bern.

Inhalt: Moderne Fechtweise. — Die militärische Bedeutung der Fahrt des Zeppelin II. — Ausland: Deutschland: Eine grössere Pontonierübung. — Frankreich: Die diesjährigen grossen Herbstübungen. Die Entwicklung der Motorluftschiffahrt. — Oesterreich-Ungarn: Kaisermanöver.

Moderne Fechtweise.

Von F. Gertsch.

Ueber meinen Aufsatz Kampffronten in Nr. 22 sind mir erfreuliche Kundgebungen zugekommen. Einige sind jedoch nicht vorbehaltlos, äussern Bedenken oder werfen Fragen auf, die deutlich den Zweifel erkennen lassen. Ich halte es deshalb für notwendig, auf den Gegenstand näher einzutreten.

Vor allem möchte ich feststellen, dass unter der modernen Fechtweise, die ich befürworte, nicht eine Schematisierung des Kampfverfahrens zu verstehen ist. Die Gefechtsführung ist eine freie Kunst und soll es ewig bleiben.

Doch jede Kunst, und sei sie noch so frei, beruht auf einer bestimmten Technik, auf der Handhabung des Instruments. Diesem Naturgesetze unterliegt auch die Gefechtsführung. Menschen und Waffen sind ihre Mittel. Die Truppe ist ihr Instrument. Und ihre Technik ist die Form, in der die Truppe zur Verwendung kommt. Und die ist abhängig von der Beschaffenheit der Waffen, von deren Wirkung, über die man selbst verfügt und die man gegen sich erwarten muss. Und da sich der Stand der Bewaffnung fortwährend verändert, so muss sich die Gefechtsführung fortwährend entsprechend anderer Formen bedienen. Dadurch wird sie in stetig fortschreitender Entwicklung erhalten.

Wir brauchen in der Geschichte nicht bis zur mazedonischen Phalanx zurückzublätern, um zu erkennen, dass dieser Entwicklungsgang nicht aufgehalten werden darf. Die Stosskraft der gewaltigen Kolonnen des 18. Jahrhunderts zerschellte an den Linien Friedrichs des Grossen,

und diese wurden durch die Schützenschwärme Napoleons, denen Kolonnen folgten, zersprengt. Diese Verbindung von Schützenschwärmen und Kolonnen musste im deutsch-französischen Kriege endgültig aufgegeben werden. Das Schwergewicht wurde auf den Schützenkampf verlegt. Und zu dessen Nahrung wurde ein System von kleinen und grossen Reserven hinter der Schützenlinie aufgebaut. So war es eigentlich eine Taktik der Reserven. Mit dieser Reserventaktik und starren Tiefgliederung traten die Russen gegen die Japaner auf und wurden von deren geschmeidigen, reinen Schützenlinien durch die Mandschurei hindurchgejagt.

In allen Abschnitten dieses Entwicklungsgangs der Taktik ist zu erkennen, dass immer der die Form modernisierte, der die Gefechtsführung als freie Kunst betrieben haben wollte, und dass der immer erfolgreich war, während auf der andern Seite im trägen Festhalten an der alten Form schon an und für sich die Verknöcherung erkennbar ist, und die in ihrer Entwicklung gehemmte freie Kunst zum schematischen, handwerksmässigen Betrieb herabgesunken war.

Ich möchte nicht behaupten, dass unsre Gefechtsführung auf diesem Tiefstand angekommen sei. Aber in Gefahr ist sie bereits, dahin hinabzugleiten. Wir haben schon zu lange an Formen festgehalten, die auf einen überlebten Stand der Bewaffnung berechnet waren. Sie sind uns geläufig und vertraut geworden. Es lebt sich gar behaglich mit ihnen. Ja wir haben bereits eine gewisse Virtuosität in ihrer Anwendung erlangt. Immer häufiger werden deshalb die Manöverschlachten zu Schaustellungen, deren Wert für die Kriegsausbildung der Truppen mehr als fragwürdig ist. Auf diesem Wege

dürfen wir nicht weiterschreiten. Er führt hinunter, nicht zur Höhe. Wir brauchen nur die Formen des Schützenkampfes der heutigen Waffenwirkung anzupassen und ohne Furcht vor der Originalität daraus die Folgerungen zu ziehen, die sich für die Ausdehnung der Kampfräume und dann freilich auch für die Erziehung der Führer ergeben.

* * *

Die Bedenken, die in den mir zugegangenen Kundgebungen über meinen Aufsatz Kampffronten geäußert worden sind, beziehen sich hauptsächlich auf die Widerstandsfähigkeit der „dünnen Fronten“ gegen feindlichen Durchbruch, sowie auf die Verwendung der Reserven.

Auf diese beiden Fragen möchte ich jetzt eintreten.

Die Widerstandsfähigkeit der „dünnen Fronten“.

Schon die Art der Fragestellung, die Betonung der „dünnen“ Fronten lässt den Zweifel erkennen. In meinem letzten Aufsätze habe ich dargelegt, wie unüberwindlich stark eine Kampflinie sei, die aus einer richtig gebildeten Schützenlinie bestehe. Aus einer Schützenlinie, die dem einzelnen Manne die Möglichkeit gewähre, ruhig und überlegt zu feuern. Ich habe darauf hingewiesen, wie solche richtig gebildete, lichte Schützenlinien unrichtigerweise als dünne oder schwache Kampflinien bezeichnet werden und, im Gegensatz dazu, dichte als starke. Ich glaubte, den Nachweis erbracht zu haben, dass lichte Schützenlinien als Kampfform viel stärker und zugleich gegen Verluste unempfindlicher seien als dichte. Und immer habe ich hervorgehoben, dass sich das gleich bleibe, ob es sich um Angriff oder um Abwehr handle. Dass man trotzdem noch von dünnen Fronten spricht, wenn man richtig gebildete Schützenlinien meint, zeigt mir die Notwendigkeit einer näheren Präzisierung.

Die lichte Schützenlinie, von der ich spreche, ist die mit den reglementarischen Zwischenräumen von ein bis zwei Schritt. Sie ist stark, weil sie erlaubt, die Schiessfertigkeit der Truppe vollständig auszunutzen, und weil sie gleichzeitig einen grossen Teil, wohl die Hälfte der in ihr einschlagenden Geschosse unschädlich macht. Daraus soll aber nicht weiter gefolgert werden, man könne die Schützenlinie noch stärker gestalten, indem man sie noch lichter mache.

Hinter meinen Ausführungen soll man diese Anschauung nicht vermuten. Solcher Meinung gegenüber wären Zweifel gerechtfertigt und mir scheint, dass dem Ausdrucke dünne Fronten diese Zweifel bewusst oder unbewusst zugrunde liegen. In meinem Aufsätze über Kampffronten habe ich den reglementarischen Zwischenraum als das Minimum des Raumes bezeichnet, den der Mann zu ruhigem, überlegtem Feuer brauche.

Dem möchte ich beifügen, dass dieser Zwischenraum mit Rücksicht auf die Feuerkraft der Schützenlinie auch das zulässige Maximum sei.

Nach dem Burenkriege hat man auch bei uns Burentaktik treiben wollen. Da hat man Schützenlinien gebildet mit mehreren Schritten Zwischenraum. Das waren Irrungen, die man jetzt überall eingesehen hat. Sie waren immerhin nicht ohne Nutzen. Denn sie haben zum Nachdenken, zur sorgfältigen Untersuchung und damit zur Erkenntnis geführt, dass eine Schützenlinie umso geringere Feuerkraft besitze, und dass die Verluste in ihr umso fühlbarer seien, je lichter sie sei.

Wenn man andererseits erkannt hat, dass eine Schützenlinie umso schlechteres Feuer liefere und umso schwerere Verluste erleide, je dichter sie sei, so ist es nicht mehr schwer, den richtigen Grad der Dichtigkeit einer Schützenlinie herauszufinden. Bei dieser Untersuchung ist einzig die Frage entscheidend, welchen Raum der Schütze zu sorgfältigem Feuer unbedingt nötig habe. Eine Schützenlinie, die dichter ist, gibt schlechteres Feuer, und eine, die lichter ist, nutzt den vorhandenen Raum nicht aus, ist also zu schwach besetzt, hat mithin zu geringe Feuerkraft. Das Ergebnis dieser Untersuchung muss dann folgerichtig eine Schützenlinie sein, die bei grosser Feuerkraft das beste Feuer liefert. Die Erfahrung hat gelehrt und Nachdenken muss es bestätigen, dass dies die Schützenlinie mit ein bis zwei Schritt Zwischenraum ist, wie unser Exerzierreglement sie vorschreibt. Dass in dieser Schützenlinie die Verluste weniger gross sind als in einer dichtern und nicht so fühlbar wie in einer lichten, ist ein ungesuchter aber schwerwiegender weiterer Vorzug. Zusammen mit der grossen Feuerkraft und mit der guten Qualität des Feuers verleiht er der reglementarisch gebildeten Schützenlinie einen Kampfwert, der den jeder andern Kampfform weit übertrifft.

Lichte Schützenlinien im Sinne des Reglements, mit ein bis zwei Schritt Zwischenraum, ergeben also nicht schwache Fronten. Dünn sehen sie aus, verglichen mit den Kampflinien der Manöver. Aber sie sind viel stärker als diese stark aussehenden Fronten. Sie sind die stärkste Kampfform, die es überhaupt gibt, weil es im Kampfe nicht auf den Menscheneinsatz, sondern auf die Feuerwirkung ankommt.

Das sind ja alles so platte Wahrheiten, dass man sich beinahe scheuen muss, sie eingehend zu erörtern. Sie werden auch nicht mehr ernstlich bestritten. Ich weiss, dass sie im allgemeinen erkannt und zugegeben sind. Aber es ist, wie wenn die folgerichtige Gedankenreihe plötzlich abbräche, sobald sie bei der Nutzenanwendung dieser Erkenntnis angelangt ist. Denn immer

wieder taucht die zweifelnde Frage auf: wie dann, wenn der Gegner seine Kräfte an einer Stelle massiert und diese dünne Front durchbricht! Oder man spricht von der Massierung der eignen Truppen, um die feindliche Front zu durchbrechen. Das habe ich jetzt schon so häufig miterlebt: man spricht von der Macht des ruhigen Feuers, von der unüberwindlichen Kraft, die ein solches Feuer einer richtig gebildeten Schützenlinie gebe. Man ist überzeugt, dass eine Verdichtung dieser Schützenlinie eine Schwächung ihrer Kampfkraft wäre, weil dann das Feuer schlechter würde und die Verluste sich mehrten. Man ist jeden Augenblick bereit, es als Wahnsinn zu bezeichnen, sich statt mit solchen Schützenlinien mit geschlossnen Linien oder mit Kolonnen, mit Klumpen oder mit Schwärmen dem wirksamen, feindlichen Feuer auszusetzen — und immer wieder taucht wie eine Vision die Vorstellung von feindlichen Massen auf, von dichten Linien oder von Kolonnen, von Klumpen oder von Schwärmen, die kraft ihrer Ueberzahl an Menschen oder vielleicht auch kraft eines brutalen Willens ungestraft gegen solche Schützenlinien anlaufen könnten, um sie zu durchbrechen. Trotz allem wird nach dieser phantastischen Vorstellung immer noch gelehrt, und nach ihr werden die Manöverschlachten entschieden. Ich wiederhole, dass sie unrichtig ist, ganz und gar unlogisch, ein Anachronismus. Der Gedankensprung ist so unbegreiflich, wie wenn man sagte: der Ausspruch Suwarows: die Kugel ist eine Törin, das Bajonett ein flotter Junge, hat heute keinen Sinn mehr, um gleich nachher beizufügen: aber der Bajonettangriff ist doch das richtige, das Feuer ist nichts.

Logische Denkweise muss zur unumstösslichen Ueberzeugung führen, dass gegen eine Schützenlinie, in der ruhig, mit kaltblütiger Ueberlegung gefeuert wird, nur mit einer gleichen Schützenlinie herangegangen werden kann, und dass ein Vorstoss gegen sie unter ihrem Feuer zusammenbräche, und das umso sicherer und umso gründlicher, je massierter er versucht würde.

In der Mandschurei ist zwischen einigen meiner Gefährten und mir während der Schlacht manchmal diese gleiche Frage besprochen worden. Einige waren anfänglich immer der Meinung, die japanischen Fronten seien zu dünn, nämlich schwach. Ich vertrat den Standpunkt, sie seien stark.

Wiederholt wurde mir die Frage vorgelegt: wie nun, wenn die Russen gegen diese Schützenlinien, hinter denen keine Reserven stehen, energisch vorstossen würden? Ich habe immer mit den Gegenfragen antworten können: wie sollten die Russen wissen, dass hinter diesen Schützenlinien keine Reserven stehen? Und wie sollten gegen diese so prachtvoll ruhig feuernden Schützenlinien aufrechte Menschen vorgehen können, und gar noch

Massen? Und schliesslich, selbst wenn diese Schützenlinien durchbrochen werden könnten, was hätten dann die Russen erreicht?

Diesen letzten Punkt möchte ich hier allgemein ebenfalls noch erörtern. Selbst wenn es denkbar wäre, dass der in die Tiefe gegliederte Gegner die sogenannte dünne Front der lichten Schützenlinien, hinter denen keine oder nur schwache Reserven stehen, an einer Stelle durchbräche, was hätte er damit gewonnen? Einen Teil der Schützenlinie hätte er zurückgetrieben, ihm vielleicht auch beträchtliche Verluste beigebracht. Doch das ist nicht einmal ein Teilerfolg, geschweige ein entscheidender. Denn seinen Gegner hat er dadurch nicht geschlagen, ja ihm nicht einmal bedeutend Abbruch getan. Weniger jedenfalls, als wenn er ihn auf der ganzen Linie unter ruhigem, sorgfältigem Feuer gehalten hätte. Auch der moralische Erfolg ist nicht nennenswert, weil er nur den Teil der Schützenlinie betrifft, bei dem der Durchbruch stattgefunden hat. Der Gewinn an Gelände endlich kann nicht als Erfolg gerechnet werden. Die Truppe, die den Durchbruch ausgeführt hat, befindet sich jetzt zwischen zwei Gegnern in einer umso schlimmern Lage, je weiter sie vorgedrungen ist. Denn die breite Front der modernen Fechtweise ist keine starre Linie, die des durchgehenden innern Zusammenhangs bedarf. Wenn sie auch an einem Teil durchstossen würde, so blieben die andern Teile davon unberührt und aktionsfähig wie zuvor.

Und während der Gegner in die Tiefe gliederte, mit der Absicht, später durchzustossen, wurde auf den Flügeln der breiten Fronten der dehnbaren, geschmeidigen, lichten Schützenlinien unaufhaltsam vorgerückt, um die Flanken und den Rücken des Gegners zu gewinnen. Dieser Bestrebung leistet er selbst Vorschub durch seinen Durchbruch. Indem er diesen ausführt, stehen ihm feindliche Bataillone vielleicht schon in den Flanken und im Rücken und bereiten ihm eine Umarmung, deren er sich nicht mehr entziehen kann.

Das nämlich ist bei der modernen Fechtweise mit Breitengliederung und lichten Schützenlinien ein Hauptziel der Erziehung der Führer, dass jeder fortgesetzt bestrebt sei, den Feind zu überflügeln und ihm Flanke und Rücken abzugewinnen. Das erfordert ein zu weitgehender, verständnisvoller Selbsttätigkeit befähigtes Offizierkorps. Führer, die imstande sind, auch ohne unmittelbaren Zusammenhang mit Nebentruppen in ihrem Kampffelde zu bleiben und nach jeder Veränderung der Sachlage die Aufgabe herauszufinden, die ihnen in der Gesamthandlung zufällt. Mehr als jemals wird die Schlacht in Zukunft eine Reihe von Einzelkämpfen sein, in die kein höherer Führer eingzugreifen vermag, und die scheinbar ohne Zu-

sammenhang miteinander sind. Der Sieg wird der Partei zufallen, deren Führer besser verstehen, trotz der räumlichen Zusammenhanglosigkeit in die Teilaktionen die Uebereinstimmung zu bringen, die zum Gesamterfolge erforderlich ist.

Die Verwendung der Reserven.

Nach den bisherigen Darlegungen beruht die moderne Fechtweise auf dem Prinzip grosser Kampffronten und darauf, dass nicht in die Tiefe, sondern in die Breite gegliedert wird. Das gilt für den Angriff wie für die Verteidigung.

Wenn mithin in der Verteidigung den Einheiten grosse Abschnitte zugewiesen werden, so bleiben verhältnismässig grosse Reserven übrig. Sofern die Verteidigungsaufgabe nicht passiv gelöst werden muss, werden diese Reserven je nach den Umständen, hinter einem oder hinter beiden Flügeln gestaffelt und zwar weit rückwärts und weit auswärts, um grosse Bewegungsfreiheit zu haben und um nicht so leicht entdeckt zu werden. Sobald dann der Angriff an die Stellung herangekommen ist, schreiten die Reserven zum regelrechten Angriffe gegen die Flanken und den Rücken des Feindes. Doch regelrecht, mit lichten Schützenlinien, die gutes Feuer geben, nicht mit Massen und mit dem Bajonett.

Beim geplanten Angriffe ist die Verwendung der Reserven ähnlich wie bei der Verteidigung. Sie werden, weit auswärts gestaffelt, der Kampflinie nachgeführt und haben, sobald die Flanken der feindlichen Stellung erkannt sind, dagegen einzuschwenken und sie umfassend anzugreifen.

Beim Begegnungskampfe hingegen haben nur noch die Reserven Berechtigung, die in der Kampflinie keinen Raum fanden. Und diese sind, sofern das feindliche Feuer ihre Verschiebung nicht hindert, in Nachbarabschnitten einzusetzen, in denen unbelegter Raum ist. Oder sie sind dahin zu werfen, wo der Angriff zu gelingen scheint, wo man deshalb in den Feind einbrechen will. An dieser Stelle und in diesem Stadium ist es einerlei, in welcher Form man auftritt. Denn das ist nun nicht mehr Schützenkampf, sondern Sturm, der unternommen werden darf, weil die Feuerkraft des Gegners gebrochen ist.

Beim Begegnungsgefechte zum vorneherein Reserven auszuschneiden, einen Teil der Kraft zurückzubehalten, um abzuwarten, was der Gegner tut, und dann entsprechend diese Reserven zu verwenden, war schon lange eine jämmerliche Taktik. Auf diese Weise überlässt man dem Gegner den ersten Zug. Noch verkehrter ist es, Reserven zu bilden, um Schläge des Gegners zu parieren. Dadurch begibt man sich freiwillig in die Abwehr. Aber direkt verwerflich, eines Truppenführers unwürdig ist es, Reserven auszuschneiden, um bei einem Misslingen des Angriffes die geschlagenen Kampftruppen aufzu-

nehmen. Einer solchen Fechtweise fehlt von vorneherein der Wille zum Sieg. So haben die Russen gekämpft: immer mit einem Auge nach rückwärts.

Beim Begegnungsgefechte muss das Prinzip der Breitengliederung unverkümmert zur Durchführung gelangen. Wenn man es sich bis zur letzten Konsequenz durchgeführt denkt, Zug an Zug und Kompagnie an Kompagnie gesetzt und ebenso die Bataillone und die Regimenter nebeneinander und alle in gerader Linie entwickelt, so ergibt das für die Division eine zusammenhängende Front von 15 km. Diese Rechnung ist schon oft gemacht worden, um zu beweisen, wie unsinnig das Verfahren wäre. Und in der Tat hielte es schwer, eine Lehre zu verteidigen, die auf solche Frontausdehnungen basierte. Man braucht jedoch der Sache nur näher zu treten und die Rechnung statt im Reiche der Zahlen nur im Gelände zu machen, um sogleich zu erkennen, dass sie sich ganz anders stellt. Die 15 km verringern sich dann bedeutend. Jede Unebenheit des Bodens und jede Geländebedeckung bewirkt, dass die Entwicklungslinie in vertikaler und in horizontaler Richtung von der geraden Linie der doktrinären Rechnung entsprechend abweicht. Schon in einem Gelände, das im allgemeinen als eben und als offen bezeichnet wird, würde die Front um einige Kilometer schmaler werden und in einem hügeligen und bedeckten Gelände sich wohl auf die Hälfte reduzieren.

Sofern man die Zahlen nicht als starre Werte auffasst, hat deshalb die theoretische Berechnung immerhin ihre Richtigkeit. In der absoluten Ebene wären die 15 km der abstrakten Rechnung in der Tat der Frontraum, der einer Division im Begegnungsgefechte überlassen werden müsste. Je mehr aber das Gelände von der idealen Ebene abweicht, desto schmaler muss die Front bemessen werden, oder ihre Feuerkraft ist zu gering.

Da die absolute Ebene nur ein theoretischer Begriff ist, so kann die ihr entsprechende Front von 15 km nirgends vorkommen. Aber unter Berücksichtigung des Geländes ist die Art ihrer Berechnung für die Bemessung der Kampffronten grundsätzlich ganz richtig.

Das gilt für jeden Truppenteil, für die Kompagnie wie für die Brigade. Jedem Truppenteil soll die Möglichkeit geboten sein, in richtig gebildeter, lichter Schützenlinie, die ein ruhiges, überlegtes Feuer zulässt, das letzte Gewehr einzusetzen. Das hat ja nicht den Sinn, dass jeder Truppenteil von vorneherein seinen Kampfraum belegen und alle Gewehre ausgeben müsse. Das wäre eine gar zu kunstlose Kampfführung. Sondern damit ist gemeint, dass jedem Truppenteil der entsprechende Raum zuzuweisen

sei. Und in diesem Raume verfügt dann jeder Führer über seine Truppe nach freiem Ermessen, gemäss der Aufgabe, die ihm durch Befehl oder durch die Sachlage zugefallen ist.

Wann Schützen zu entwickeln seien, hängt ganz allein vom Feinde ab. Wer auf Feind stösst, hat zu entwickeln. Da wird gehalten und gekämpft, und wo das zuerst geschieht, da beginnt die Schlacht. Wer keinen Feind sich gegenüber hat, der bleibt zunächst noch in der Vorwärtsbewegung, auch wenn bei Nebentruppen der Kampf begonnen hat. Seine Aufgabe ist jetzt, die Kampflinie des Feindes zu überflügeln. Der Führer eines jeden Truppenteiles, ob Kompanie oder Brigade, muss jetzt von dem Bestreben erfüllt sein, dem Gegner in die Flanke und in den Rücken zu geraten. Während in der Richtung der Flügel die Vorwärtsbewegung an den kämpfenden Truppen vorbei fortgesetzt wird, wird der Gegner in der Masse, in dem er die Ueberflügelung erkennt, seine Front dagegen erweitern. Damit ist ihm bereits das Gesetz des Handelns vorgeschrieben. Die Rolle des Abwehrenden ist ihm aufgedrängt. In der Masse, in dem er seine Front erweitert, verlängert sich die Schlachtlinie. Und immer mehr und immer enger legen sich die Flügel dessen, der in die Breite gegliedert hatte, umfassend um die Tiefengliederung des Gegners herum. So gestaltet sich die Durchführung des Kampfes zu einer fortgesetzten, immer weiter ausgreifenden Bedrohung der Flanken und des Rückens dessen, der in die Tiefe gegliedert hatte, und der nun alle seine Reserven unfreiwilligerweise zur Abwehr einsetzen muss.

Man halte fest, dass unterdessen in der anfänglichen Front und in ihrer allmählichen Verlängerung die lichten Schützenlinien der Breitengliederung vermöge ihres ruhigen, besonnenen Feuers und dank der verhältnismässig geringen Verluste, ebenfalls mehr Erfolg erzielten als der Gegner, der dichte Schützenlinien, daher schlechteres Feuer und mehr Verluste hatte. Zum mindesten gelang es ihnen, jeden Durchbruchversuch des Gegners abzuweisen und, wenn sie nicht vermochten, selbst in den Gegner einzudringen, doch in festzubannen wo er war.

Die in aller Eile zur Abwehr auf die bedrohten Flügel geworfenen Reserven der Tiefengliederung kommen schon deshalb in weniger guter Verfassung an den Gegner, und teilweise wohl auch in überhasteter und unfertiger Entwicklung. Ausserdem kann eine Truppe, die gewöhnt ist, in die Tiefe gegliedert und mit verdichteten Schützenlinien zu kämpfen, einem an Zahl auch nur annähernd ebenbürtigen Gegner, der in die Breite gegliedert hat, niemals überall genügende Reserven entgegenwerfen. Werden die Reserven zur Ab-

wehr auf einem Flügel eingesetzt, so gelingt die Umfassung auf dem andern. Werden sie auf beiden Flügeln eingesetzt, so sind sie auf beiden zu schwach.

Während des Kampfes steht der höhere Führer, der in die Breite gegliedert hatte, auf seinem Hügel und beobachtet und nimmt Meldungen in Empfang. Reserven hat er nicht. Er hatte seinen Entschluss gemäss seiner Aufgabe gefasst, ohne sich vom Gegner beeinflussen zu lassen. Er wollte diesem vorschreiben, nicht sich nach ihm richten. Und vollends denkt er nicht an einen Rückschlag, dem zu begegnen wäre, nicht an Misserfolg. Denn nicht unterliegen will er, sondern siegen, und seine Unterführer wollen siegen. Deshalb hat er ihnen alle ihre Truppen gelassen. Er hat ihnen Kampfaufgaben zugewiesen. Damit ist seine Hauptarbeit getan. Er redet ihnen selbst dann nicht drein, wenn er mit den Massnahmen, die er sie treffen sieht, nicht einverstanden ist. Die Einheiten gehören ihnen, nicht ihm. Doch trägt er die Verantwortung, wenn's schief geht. So hatte er im Frieden stets gehalten und dadurch seine Unterführer zu freudiger Selbsttätigkeit erzogen. So kann er sicher sein, dass keiner ihm versagt und dass besseres geleistet wird, als wenn er die Verbände geschwächt und einen Teil der Kraft untätig hinten hätte liegen lassen.

Die militärische Bedeutung der Fahrt des Zeppelin II.

Die neueste Fernfahrt des Luftschiffs ist ungeachtet des empfindlichen Missgeschicks, das sie am Ende traf, ein glänzender technischer Erfolg und auch von erheblicher militärischer Bedeutung. Denn sie bewies die Fähigkeit des Luftschiffs, sehr grosse Flugstrecken ohne Zwischenlandung zurückzulegen. Ihr voraus aber gingen bekanntlich die ununterbrochene 10stündige Fahrt von Manzell nach Loichingen, die 14 $\frac{1}{2}$ stündige vom 6. August 1908 und die in jeder Hinsicht tadellos verlaufene 12stündige vom 1. Juli desselben Jahres über der Schweiz. Man wies darauf hin, dass die vom Zeppelin II jüngst zurückgelegten 1000 km zur Hin- und Rückfahrt von Emden nach London und zu einer doppelten Hin- und Herfahrt von Metz nach Paris ausgereicht haben würden. Dies trifft zu, zumal bei günstigen Wetterverhältnissen noch mehr wie 1000 km in der 37stündigen Fahrtdauer zurückgelegt zu werden vermochten. In militärischer Hinsicht ist jedoch eine sehr grosse Fahrtdauer weniger von Wert, als die völlige Sicherheit der Fahrtzurücklegung für eine kürzere, jedoch immerhin beträchtliche Strecke und als das sichere Eintreffen am Ziel und die Rückkehr zum Ausgangspunkt, wie dies bis jetzt nur bei der Fahrt des Zeppelin über die Schweiz und bei der von Loichingen nach Manzell und der nach Donaueschingen erreicht wurde. Dagegen ist doch eine grosse